



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seligsohn, Joachim: Bekenntnis zum Sozialismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bekenntnis zum Sozialismus

Von Dr. jur. Joachim Seligsohn

Mitglied der mehrheitssozialistischen Partei

Ungeheuer groß ist die Zahl derer, die sich heute mit Politik beschäftigen — fast noch größer die Menge derer, die meinen, sie hätten den Stein der Weisen in der Kunst, praktische Politik zu treiben, gefunden. Die wenigsten von allen diesen verfügen über politische Schulung — politisches Denken ist ihnen daselbe, wie Empfinden, Gefühl in einer Frage der praktischen Politik. Und doch ist Politik eine Kunst, die verlangt, daß man gegebenenfalls das Gefühl, häufig auch den Verstand ausschalten muß — nur Verstandespolitiker sind ebenso von Abel, wie nur Gefühlspolitiker.

Wer gibt sich Rechenschaft über sein politisches Werden? Wer legt auch an sich die kritische Sonde und vergegenwärtigt sich, wie oft er sein politisches Hemd gewechselt? Umlernen gibt es heut überall, selten aber sind die, die ihr Umlernen auch zugeben. Und doch: wir alle, die wir heißen Herzens und politisch betätigten, wir alle, die wir keine Doktrinäre oder Parteifanatiker — sein wollen, wir alle haben umgelernt, haben uns von links nach rechts, von rechts nach links entwickelt.

Viele, allzuvielen sind durch den entsetzlichen Krieg in politische Bahnen gewiesen worden, die wirklich kein Zeug zum Politiker haben. Das sind alle die, die kein Problem unpersönlich, möchte ich sagen, debattieren können. Die, von der großen Politisierungswelle erfaßt, nunmehr ihren wahren Beruf entdeckt zu haben glauben, die ohne geschichtliche und gesellschaftswissenschaftliche Bildung ihr Gefühl, ihren Instinkt allein sprechen lassen, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß auch dieser — sogar bei der Frau — einmal versagt. Wir schreien förmlich nach politischen Führern und denken nicht daran, daß es nicht die Macht des Wortes, des geschriebenen oder gesprochenen, nicht ein ungeheures Maß von Bildung, nicht ein schier unererschöpfliches Reservoir an Wissen, nicht ein Gefühl allein ist, was zum Führer qualifiziert. Alles dies oder doch die Mehrheit davon muß zusammenkommen und noch etwas: Liebe zum Menschen, Liebe zum Volk, Liebe zur Welt.

Wer bis hierher nachgedacht hat, der wird sich bald fragen: wie geht's nun mit dir selbst? Bist du Politiker, bist du gar Führer? Er wird sich sein politisches Werden vergegenwärtigen, er wird sich selbst analysieren — und er wird einen Schritt weiterkommen. Er wird sich fragen, wie bist du zu deiner politischen Überzeugung gekommen? Und wenn er dann nachdenkt und sich sein Sein zergliedert, dann wird er fast nur Irrwege gehen, nicht Wege, die ihn zum Irrtum geführt, sondern solche, die in eine Sackgasse gemündet sind — kurz, viel vergebliches Streben, mehr Dornen als grünende Auen. Aber jeder, auch der, der verzweiflungsvoll die Hände ringt, ob der Wüste, die er schaut, jeder wird irgendwann anlangen, wo er seinen „Wendepunkt“ findet, wo sein Erleben beginnt, wo er fühlt, daß er plötzlich erwachsen geworden, daß er erwacht ist.

Jeder, der hier zu Worte, kommt soll auf seine Art berichten, wie es über ihn gekommen ist. Und wohl uns allen, die wir hier weiter Öffentlichkeit unfer Werden und Sein offenbaren, ist es im gewissen Sinne gleich gegangen, gleich an Ort und Zeit, ungleich aber in Beziehung auf die Richtung, die wir eingeschlagen haben. Wir streben nach allen nur denkbaren Richtungen — wir sind die Windrose der Politiker. Also haben wir einen gemeinsamen Ausgangspunkt, von dem wir uns scheiden. Dieser ist uns allen gemeinsam — es ist der Krieg: der Anfang, der Graben, der Massenmord, das Ende, eines von diesen, vielleicht auch alles.

Bei mir war es der Kriegsbeginn, der mich erstarren ließ, der plötzlich die krausen Gedanken ordnete und ihrer Gesamtheit die Richtung gab. Es war nicht die allgemeine erste Begeisterung, von der ich mich nicht schäme, dabeigewesen zu sein. Es war der Augenblick, wo ich die Erklärung las, die Hugo Haase im Namen der Fraktion abgab, selbst zwar nicht mit dem Herzen dabei, aber doch die größte deutsche Partei verkörpernd. Hier trat der ungeheure geschichtliche Wandel zutage, den die Partei durchmachte, das begeisterte Bekenntnis zum deutschen Volke, aber auch die Liebe zu den Brüdern, die nun unsere Feinde waren. Das Vaterland trat vor Parteidoktrin, der feste, eherne Wille es zu schützen, mußte alles andere überwuchern, es in einen Dornröschenschlaf versenken, nicht für immer, nur auf Zeit. Das Wort von der Glinte, die der alte Bebel auf den Buckel nehmen wollte, war Wirklichkeit geworden, traurige Wahrheit, aber doch auch frohe. Nun mußte es alle Welt glauben, denn die Millionen Parteianhänger handelten danach, nun durfte auch ich glauben, was ich bisher nur für Worte gehalten hatte, weil ich es jetzt wußte. Noch sträubte ich mich, aber nicht mehr innerlich, es war nur noch eine Frage der Zeit, wann ich auch nach außen hin mich zu dem Wege bekennen sollte.

In jedem jungen Menschen steckt eine gewisse Oppositionslust. So war mir als einem kleinen Schulbuben schon oft gesagt worden: du bist der geborene Sozialdemokrat und obwohl ich damals noch gar nicht wußte, was das für ein schreckliches Untier sei, hatte ich mir doch fest vorgenommen, es nie, niemals zu werden — wieder aus Oppositionslust. Viele lange Jahre hatte ich mich dagegen gesträubt, selbst nachdem langes politisches Studium und eigenes Nachdenken mir auch die genaue Bekanntschaft mit dieser Partei, wie mit allen anderen, vermittelt hatte. Meine innerliche Sympathie gehörte schon längst den Kämpfern für Freiheit und Gerechtigkeit — aber ich suchte mit Gewalt nach Gründen, die mir verboten, es äußerlich selbst zu werden. Während des ganzen langen Krieges, während der Jahre in Schmutz und Jammer, fand ich doch nicht die Selbstüberwindung, äußerlich zuzugeben, daß man mich schon als Schuljungen richtig eingeschätzt hatte. Und als der Zusammenbruch kam, als es mir so leicht gemacht wurde, da konnte ich es erst recht nicht über mich bringen. Ich wählte die bürgerliche Demokratie und wollte innerhalb dieser für einen Ausgleich wirken. Aber es ging nicht — die bessere Überzeugung läßt sich auf die Dauer nicht knechten. So zog ich denn ein ganzes Jahr nach der Revolution auch nach außen hin die Folgerung aus meinem inneren Denken. Ich fluche dem Krieg, weil er so unfähliches Elend über mein armes Vaterland und die ganze Menschheit gebracht hat. Aber ich danke ihm auch, daß er mich von etwas Bösem befreit hat, anders zu scheinen, als ich bin. . . .